

Suhrkamp Verlag

## Leseprobe



Olguín, Sergio  
**Springfield**

Roman

Aus dem Spanischen von Silke Kleemann

© Suhrkamp Verlag  
suhrkamp taschenbuch 4189  
978-3-518-46189-1

suhrkamp taschenbuch 4189

Die drei Freunde aus der Traummannschaft sind zurück: Ariel, Pablo und Ezequiel, inzwischen etwas erwachsener geworden, brechen zu einem Schüleraustausch nach Springfield, Illinois, auf. Doch was lehrreiche Monate an der Highschool werden sollten, wird für die drei Argentinier zu einem turbulenten Abenteuer, in dem ein ermordeter Chemielehrer, eine attraktive indianische Mitschülerin, ein verschwundener Videochat und die legendäre Route 66 eine Rolle spielen. Und nicht zuletzt geht es um die geheime Rezeptur von Coca-Cola ...

Spannung, ein bisschen Liebe und viel Humor: In seiner Mischung aus Abenteuerroman und Roadmovie betrachtet Sergio Olguín augenzwinkernd den »American way of life«.

»Sergio Olguín schreibt mit leichter Hand und brilliert mit tiefgründigem Witz.« *Hessischer Rundfunk*

Sergio Olguín, 1967 in Buenos Aires geboren, lebt als Autor, Herausgeber und Redakteur in der argentinischen Hauptstadt. Im Suhrkamp Verlag sind seine Romane *Die Traummannschaft* (st 3766, 2006) und *Zurück nach Lanús* (st 4041, 2008) erschienen.

Silke Klemann, 1976 in Köln geboren, lebt als Übersetzerin in München.

Sergio Olguín

*Springfield*

Roman

Aus dem Spanischen von  
Silke Kleemann

Suhrkamp

Die Originalausgabe erschien 2007 unter dem Titel  
*Springfield*  
bei Grupo Editorial Norma, Buenos Aires.

© Sergio S. Olguín, 2007

Die Übersetzung wurde im Rahmen des  
Sur-Programms zur Förderung von Übersetzungen  
des Außenministeriums der Republik Argentinien  
unterstützt.

suhrkamp taschenbuch 4189

Erste Auflage 2010

Deutsche Erstausgabe

© Suhrkamp Verlag Berlin 2010

Suhrkamp Taschenbuch Verlag

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das  
des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung  
durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form  
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)  
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert  
oder unter Verwendung elektronischer Systeme  
verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Druck: CPI – Ebner & Spiegel, Ulm

Printed in Germany

Umschlag: Göllner, Michels, Zegarzewski

ISBN 978-3-518-46189-1

I 2 3 4 5 6 – 15 14 13 12 11 10

*Springfield*

Für Mauro, Matías und Natalia Pérez,  
für Silvana und Sebastián Paz,  
für Valeria, Jesús, Vanina,  
Daniela und Santiago Domínguez,  
für Lucas und Marcos Nestrojil  
und für Santiago und Juana Olguín.

Ich würde nicht gern in den USA leben,  
aber manchmal schon.

*Georges Perec,  
Von der Schwierigkeit, sich eine ideale Stadt vorzustellen*

Vernichten wir unsere Feinde nicht auch dadurch,  
dass wir sie uns zu Freunden machen?

*Abraham Lincoln*

Sind wir etwa die verdammte UNO?

*Mafioso Johnny Sack in der Serie ›Die Sopranos‹,  
Kap. LV*





## *Egg, Egg, Egg*

### I

Wir waren spät dran. Wenn Flanders nicht aufs Gas drückte, würden wir mehr als spät dran sein. Auf der Straße war fast kein Verkehr. Es regnete nicht, war nicht neblig, und kein anderes physikalisches Gesetz zwang uns dazu, mit 30 Meilen pro Stunde zu fahren, in etwa 50 Stundenkilometer nach unserer Messart. Ich war selber schuld, weil ich nicht mit Pablo in die Bibliothek gegangen war, von wo aus man nur schräg rübergehen brauchte und schon war man auf dem Sportplatz der Schule von Springfield.

»Wir kommen zu spät«, sagte ich zu ihm.

»Das stimmt«, antwortete er lächelnd.

»Und wenn du ein bisschen schneller fährst?«, schlug ich vor.

Er schüttelte den Kopf. Flanders dachte wohl, dass er mir immer alles erklären musste. Doch er sagte nichts, dagegen ertönten zwei zarte Stimmchen vom Rücksitz:

»Dreißig Meilen pro Stunde ist die Höchstgeschwindigkeit im innerstädtischen Bereich«, sagte einer der Zwillinge.

»Die Gesetze muss man respektieren. Es ist wichtig, dass du das lernst«, fügte der andere Zwerg hinzu.

Ich schnaubte und schaute aus dem Fenster. Bevor sie mit einer Lektion über bürgerliche Rechte und Pflichten anfangen, drehte ich das Radio lauter: Ein Country-Sänger wiederholte eine abgedroschene Melodie. Wir wür-

den erst nach Beginn des Spiels ankommen, und dabei wollte ich doch sehen, wie Ezequiel mit seinem Basketballteam auf den Platz kam.

Sicher war Pablo schon da. Er hatte sich mit Lou in der Bibliothek getroffen, wo sie bis wenige Minuten vor dem Spiel bleiben würden. Lou und die Bücher, die er in der Bibliothek las, würden Pablo noch zu einem völligen Schwachkopf machen.

Lou stammte von den Völkern der Chippewa und Navajo ab und trug Zöpfe wie die Indianerinnen in Zeichentrickfilmen. Sie sah aus wie die kleine Indianerin aus Peter Pan.

»Außerdem«, sagte Flanders, ohne die 30 Meilen pro Stunde zu verringern oder zu erhöhen, »was macht es schon, wenn wir erst nach Spielbeginn ankommen?«

Die Typen lernen es nicht mehr. Wenn es nach ihnen ginge, würden sie nichts als das letzte Viertel beim Basketball spielen, den letzten Schlag beim Baseball, den letzten Angriff beim American Football, die letzten fünf Minuten beim Fußball. Der Rest interessiert sie nicht, und das merkt man: Sie plaudern mit ihren Sitznachbarn auf der Tribüne, gehen Hamburger und Getränke kaufen, telefonieren. Sie kapieren nicht, dass man ein Spiel von der ersten Minute an spielen muss und dass man anfeuern muss. Anfeuern und nicht nur gucken. Die kapieren gar nichts. Das hatte mir schon mein Onkel Roberto gesagt.

Flanders hieß eigentlich nicht Flanders, sondern Trevor. Aber Trevor war ein Klon, eine identische Kopie von Flanders, dem Nachbarn der Simpsons: derselbe Schnurrbart, dieselben Klamotten, derselbe Tonfall, dieselbe Frau und dieselben Kinder. Pablo, Ezequiel und ich lebten seit fünf Wochen in seinem Haus in Springfield.

»Da es nun mal Springfield ist, hätte es auch schlimmer kommen können«, sagte Ezequiel, wenn ich mich beschwerte.

»Wir hätten im Haus von Marges Schwestern landen können«, fügte Pablo hinzu.

Ich beklagte mich zwar, aber mir war klar, dass ich übertrieb. Denn eigentlich hatten wir verdammt viel Spaß, seit wir in die USA gekommen waren.

## II

Als alter Mann von dreißig oder vierzig Jahren werde ich an diese Reise zurückdenken und es nicht glauben können. Was machten drei fünfzehnjährige Jungs aus Lanús, Provinz Buenos Aires, im mittleren Westen der USA, wo wir in Illinois auf eine Schule gingen und Englisch sprachen, als wäre das unsere Muttersprache (bah, eine stottrige, falsch ausgesprochene Sprache, arm an Vokabeln, aber reich an Zeichen für »gib mir den Ketchup rüber« oder »wo ist das Herrenklo?«)? Dafür, wie es uns hierhin verschlagen hat, ist ganz allein mein Onkel Roberto verantwortlich.

Mein Onkel ist ein begeisterter Geschäftsmann. Das ist sein großes Talent und sein Verderben. Immer sucht er nach was Neuem: Er importiert Schottenröcke für Herren, exportiert Mate-Tee an eine Naturkostkette in Holland oder eröffnet einen Häuserblock vom Armeleu-  
teviertel entfernt einen Gemüseladen.

Einige Monate lang bediente ich für ihn in einem Gemüseladen im Viertel Villa Fiorito: Dort lernte ich mein

Schneewittchen aus dem Armeleutenviertel kennen, Patricia, meine Freundin; mit meinen Freunden Ezequiel, Pablo und Pinocchio retteten wir den ersten Ball, mit dem Maradona als kleiner Junge gespielt hatte (ein paar kriminelle Bullen hatten ihn Patricias Vater geklaut), und ich fing mir – weil ich Heiligabend klatschnass geworden war – eine höllische Grippe ein, die mich eine Woche lang ans Bett fesselte.

Kurz darauf verkaufte mein Onkel den Gemüseladen an Patricias Papa, weil er ein neues großes Geschäft entdeckt hatte. So kam es, dass er sich, gemeinsam mit seinem treuen Gehilfen Pinocchio, einer neuen Tätigkeit zuwandte: dem Thementourismus.

Mein Onkel begann, Reisen nach Buenos Aires für Touristen aus den Vereinigten Staaten zu organisieren. Das waren keine gewöhnlichen Reisen, bei denen man die Plaza de Mayo, das Naturschutzgebiet an der Costanera Sur oder das Teatro Colón kennenlernte. Mein Onkel hatte eines Tages eine Eingebung, als ich gerade ein NBA-Spiel zwischen den San Antonio Spurs und den Los Angeles Lakers sah. Angeblich sollte das ein wichtiges Spiel sein, aber auf den Tribünen machten die Fans der Spurs nichts weiter, als jedes Mal, wenn die Lakers auf den Korb warfen, ein paar lächerliche Gummistöbe hin- und herzuschwenken. Wenn mal ein Anfeuerungsruf kam, dann war es immer derselbe: »Verteidigen, verteidigen!« Und die Plakate, das Mitleiderregendste waren die Plakate. Um die Spurs anzufeuern, stand da »San Antonio vor«; um die Lakers zu attackieren »Macht euch bereit zum Verlieren«. Ein Trauerspiel. Kein Vergleich mit unseren klangvollen spanischen Gesängen, die etwa lauten würden »Duncan, Duncan, Duncan, huevo,

huevo, huevo«, oder »Aserrín, Aserrán, in San Antonio bleibt man dran«, um den Monstern aus Los Angeles Angst einzujagen.

»Diese Typen«, sagte mein Onkel mit erhobenem Zeigefinger, »bringe ich eine Woche her, nehme sie mit ins Stadion vom Club Atlético Nueva Chicago, und dann wollen wir mal sehen, was sie bei den nächsten Play-offs singen.«

Innerhalb von zehn Tagen hatte er ein Büro in Puerto Madero gemietet, eine zweisprachige Sekretärin eingestellt, die sich Sharon nannte, und mit der »technischen Beratung« – wie er sich ausdrückte – von Pinocchio begann er Touristen nach Argentinien zu holen. Wie er in den USA Werbung machte, wie er Kundschaft gewann, keine Ahnung. Mein Onkel hatte immer diese Geheimnisse, die ihn zu Sieg oder Niederlage führten. Und diesmal schien ihm der Triumph sicher zu sein.

Er brachte gestandene Anhänger der Bulls, der Blazers, der Knicks nach Buenos Aires und nahm sie eine Woche lang mit zu verschiedenen »Werkstätten«, wo »Spezialisten« aus den besten Fußballuniversitäten Stunden gaben: von den Clubs Nueva Chicago, Chacarita, Huracán, Tigre, All Boys. Nach zehn Tagen kehrte ein Autohändler aus Philadelphia oder ein Koch aus Minnesota mit ausreichend Erfahrung in seine Heimatstadt zurück, um sich, falls nötig, einer ganzen Bande englischer Hooligans zu stellen.

Irgendwann fragte mein Onkel mich, ob meine Freunde und ich uns nicht ein paar Pesos dazuverdienen wollten. Wir sollten für ihn die Fangesänge ins Englische übertragen. Ein weiterer Service für die Touristen. Ich begann also mit Ezequiel, und vor allem mit Pablo, der

ein halber Dichter ist, die ganzen Tribünenklassiker zu übersetzen: »Unsere Liebe ist Phoenix, wir werden immer zu dir stehen, du wirst niemals untergehen« oder »Texas, ein Leben lang keine Schale in der Hand« oder »Macht sie platt, schießt sie aus der Stadt ...«. Das machte am meisten Spaß: wenn wir Schimpfwörter zu übersetzen hatten.

Ich würde lügen, wenn ich sagen würde, dass wir besonders gut im Übersetzen waren. Bis auf die Schimpfwörter mussten wir fast alles im Wörterbuch nachsehen.

Eines Nachmittags bestellte mein Onkel uns in sein Büro. Dorthin machten Pablo, Ezequiel und ich uns also auf den Weg. Es sah aus wie der Sitz eines multinationalen Unternehmens: Alles war mit Teppichen ausgelegt, und es gab Sessel, in die man sich am liebsten gleich reinfallen lassen würde. Wir lernten die blondgefärbte Sharon kennen, die wohl genauso viel Englisch konnte wie wir und deren Aufgabe es war, Besucher willkommen zu heißen. Pinocchio war in Anzug und Krawatte nicht wiederzuerkennen. Er zeigte uns sein Büro und seinen Computer, auf dem Solitär geöffnet war. Auf dem Schreibtisch hatte er ein gerahmtes Bild von seiner Mutter stehen, auf einem anderen war seine Freundin Mariela mit ihrer kleinen Tochter zu sehen. Sie lächelten – wie in diesem Moment auch Pinocchio, der auf unsere Kommentare wartete. An der Wand hing das gerahmte Wappen von Huracán und ein Trikot mit der Nummer 20 von den San Antonio Spurs. Wir machten alle drei »Wowwww«, als wir das sahen.

»Ist das echt?«, fragte Ezequiel.

»Jawoll. Das hat mir unser Mann bei den Spurs, Ma-

nu Ginóbili, vor einem Monat gegeben. Ich hab sie gegen die Knicks gesehen«, sagte Pinocchio und lehnte sich in seinem Chefsessel zurück.

In diesem Moment klingelte das Telefon.

»So ist es, Boss, ich hab die drei Spinner bei mir im Büro. Schick sie gleich zu dir. Jungs«, sagte er, »ich würde noch stundenlang mit euch quatschen, aber ich hab noch viel zu erledigen.«

»Ich seh schon«, sagte ich und zeigte auf das Solitär auf dem Bildschirm. »So was nennen wir nicht Arbeit.«

»Das heißt Solitär«, ergänzte Pablo.

»Raus hier oder ich ruf die Security.«

Wir gingen an Sharon vorbei, die uns anlächelte, und ins Büro meines Onkels. Er stand mit dem Rücken zu uns und blickte auf die Kanäle des Flusses. Ein wirklich schöner Blick von dieser großen Glasfront aus. Er drehte sich um. Seine Miene war finster. Mit einer Handbewegung hieß er uns Platz nehmen. Da es nur einen Stuhl gab, setzte ich mich hin und Pablo und Ezequiel blieben links und rechts von mir stehen. Ich fühlte mich wie ein Gangster, der zu einer Verhandlung mit einem dicken Fisch gekommen ist.

»Es gab Beschwerden«, sagte er.

Ich blickte Pablo und Ezequiel fragend an. Ihre Gesichter verrieten nichts.

»Beschwerden?«, fragte ich verständnislos.

»Dem Kunden muss man das Beste geben: die besten Hotels, die besten Busse für den Transfer, man muss sie in die besten Parrillas bringen, damit sie unser köstliches Grillfleisch essen, ihnen jeden Wunsch von den Augen ablesen, immer höchste Qualität. Excellence, versteht ihr?«



»Wie die Amerikaner sagen: comme ci, comme ça«, sagte Pablo. Keiner lachte.

»Es gab schon ...«, er suchte in seinem Notebook, »... sieben, nein acht Beschwerden über die Übersetzungen, die wir von den Gesängen liefern, sie sollen, um es höflich auszudrücken, ein Scheißdreck sein.«

»Wir machen sie nach bestem Wissen und Gewissen«, sagte ich beleidigt.

»Um euch ein Beispiel zu geben: anscheinend ist *egg*, *egg*, *egg* keine gute Übersetzung für das, was wir mit Eier meinen.«

»Das steht im Wörterbuch«, argumentierte Pablo.

»Seht mal, Jungs. Pinocchio habe ich zu einem Computerkurs geschickt. Sharon schließt bald ein Seminar über Etikette und Form ab. Ich glaube, ihr solltet etwas Vergleichbares für die englische Sprache machen.«

»Ein Englischkurs, noch zusätzlich zu den drei Stunden pro Woche, die wir in der Schule haben?« Ezequiels Stimme bebte.

»So was in der Art«, antwortete mein Onkel und fügte hinzu: »Ich habe Kontakte.«

Das stimmte: Mein Onkel hatte Kontakte und verdiente viel Geld. Ihm gelang es nicht nur, uns drei in ein Schüleraustauschprogramm einzuschleusen, er schaffte es auch, uns von unserer Schule für zwei Monate lang freustellen zu lassen. April und Mai würden wir in Springfield verbringen, der Hauptstadt des Staates Illinois.

»Springfield, die Stadt der Simpsons!«

»Eines der vielen Springfields, die es in den USA gibt«, informierte mich Pablo mit seinem üblichen Optimismus.

Wenn mein Onkel dieser Tage gekommen wäre und

gesagt hätte, er habe für uns eine Reise in den Irak oder nach Afghanistan organisiert, ich hätte die Koffer gepackt. Ich wollte bloß wegfahren, weit weg. Ich verstand nicht so recht, was los war, aber Patricia und ich lebten uns immer mehr auseinander, wir stritten wegen nichts und wieder nichts, und ich wusste nicht, ob ich Schluss machen oder bei ihr bleiben sollte. Eine Reise war die perfekte Ausrede, um Abstand gewinnen zu können, ohne irgendwas beenden zu müssen. Das Unglaubliche war, dass Pablo mit seiner Freundin, unserer Schulkameradin Carolina, in derselben Situation war. Na ja, sie hatten schon vor einiger Zeit Schluss gemacht, trafen sich aber trotzdem noch, zum Streiten. Der Einzige von uns, der ernsthaft mit jemandem zusammen war, war Ezequiel, er ging mit einer 18-jährigen Frau. In diesem Fall war es Ezequiels Mutter, die sich freute, dass ihr Sohn in die USA ging.

So kamen wir an die George Maharis Preparatory School in Springfield, Illinois. Zwei Monate lang würden wir bei einer nordamerikanischen Familie leben, wir würden Fächer wie Englisch, Kommunikation und Kunstgeschichte Nordamerikas belegen und hätten Sportkurse. Wir würden zusammen mit anderen Ausländern aus der ganzen Welt und mit US-Amerikanern zur Schule gehen. Die Einheimischen hatten keinen Grund, den Unterricht mit uns zu teilen, aber es gab einen Plan zur Jugendintegration, und die Nordamerikaner, die in unsere Kurse kamen, mussten nur die Hälfte des jährlichen Schulgeldes zahlen. Die Eltern schätzten diesen Preisnachlass und nötigten deswegen ihre Kinder, mit stammelnden Ausländern zur Schule zu gehen. Manche blieben für ein Jahr, andere sechs, vier oder zwei Monate. Es gab auch

ein spezielles Programm für die englischsprachigen Ausländer wie Australier oder Südafrikaner. Mein Onkel war der Ansicht, zum Übersetzen von Fangesängen würden zwei Monate reichen.

### III

Flanders parkte das Auto mit derselben Bedächtigkeit, die er die ganze Fahrt über beibehalten hatte. Das Spiel musste schon 40 zu 0 stehen. Für die Jaguars, klar. Das war logisch: Die Jaguars waren ein eingespieltes Team. Ihre Spieler kannten sich seit über zehn Jahre und in ihrer Zukunft lag die NBA. Die Monkeys hingegen, mein Team, hatten sich erst vor ein paar Wochen kennengelernt.

Den Namen hatte ich dem Team gegeben. Wir hatten uns mit allen ausländischen Schülern des Jahrgangs getroffen, Jungs und Mädchen, um den Namen zu wählen, der uns in den Sportwettkämpfen kennzeichnen würde. Da das immer »Stiere«, »Pumas«, »Wölfe« und andere Tiere sind, fragte ich im Scherz, warum wir unsere Mannschaft nicht »Affen« nannten.

»Monkeys, sehr gut«, sagte Ji-Sung, der Koreaner.

»So ein Dreck«, sagte Ezequiel und blickte mich hasserfüllt an.

»Affen springen, rennen, sind beweglich«, war der Beitrag von Vincenzo, dem Italiener.

»Sie vergnügen sich mit sich selbst«, fügte Viggo, der Norweger, hinzu und machte die typische Auf- und Abbewegung mit der Faust.

Es trat Stille ein. Eine kurze Stille.

»Monkeys, klar«, sagte Banana, die Japanerin, und alle anderen Mädchen nickten zustimmend.

»Wir sollten uns wenigstens Gorillaz nennen«, brüllte Pablo, aber es war schon zu spät. Die Abstimmung war nahezu einstimmig, abgesehen von zwei Gegenstimmen und einer Enthaltung: meiner.

Flanders, die Zwillinge und ich stiegen aus dem Kombi. Während sie über den Weg gingen, der um das American-Football-Feld herumführte, lief ich quer darüber. Ohne hinter mich zu blicken. Sicherlich schüttelten die drei resigniert den Kopf.

Ich stürmte in die Basketballhalle, als das Spiel gerade losging. Es gab kein großes Geschrei, am lautesten hörte man die Turnschuhe der Spieler, die über den Boden quietschten. Und ein anfeuerndes Murmeln von den Cheerleadern. Den Cheerleadern der Jaguars, denn wir Monkeys hatten es nicht geschafft, ein Team mit weiblichen Anhängern aufzustellen. Darin ist niemand so gut wie die Amerikanerinnen.

Das Erste, was ich sah, war weder das Spiel noch die Cheerleader in ihren Miniröcken, noch der Ball, der von einer Seite zur anderen flog. Ich sah Pablo und Lou auf der Tribüne. Sie sahen ebenfalls nicht aufs Spielfeld, sondern unterhielten sich, ohne die Augen voneinander zu lassen. Mir wurde die Brust eng, ich fühlte ein bisschen Wut und ein wenig Angst. Zusammengenommen heißt das Beklemmung, glaube ich, bin aber nicht sicher. Also tat ich, was ich meinte, tun zu müssen: Ich zielte auf sie und drückte ab. So blieben sie verewigt; er verschlang sie mit den Augen, sie lächelte wie eine Göttin vor ihrem Priester. In diesem Moment blickte Pablo mich an und

winkte mich zu ihnen. Ich ging hin, setzte mich ein paar Stufen unter sie und reichte ihnen den Fotoapparat, damit sie ihr Bild von vor ein paar Sekunden ansehen konnten, während ich so tat, als schaute ich dem Spiel zu.

»Wir sind gut getroffen«, sagte sie.

»Du siehst klasse aus«, sagte Pablo.

Ich sagte nichts. Ich begann, dem Spiel ernsthaft zuzugucken, genau in dem Moment, in dem Ezequiel einen Dreipunktwurf versuchte und die Platte hinter dem Korb traf.

#### IV

Ich muss zugeben, dass das Foto gut war: Sie beide ganz scharf, wie sie sich anblickten, und rundherum, wie Geister, die sich bewegenden, unscharfen Basketballspieler. Der Fotoapparat war ein Geschenk von meinem Onkel Roberto. Er hatte ihn mir am Tag unserer Abreise in die USA gegeben.

»Damit du nicht vergisst, was du sehen wirst«, sagte er zu mir. Eine Nikon Coolpix mit 3.2 Megapixeln und einer 1-Giga-Speicherkarte von SD Kingston. In der Schule hatte ich mal eine Erzählung von Cortázar gelesen, in der es hieß, wenn man eine Uhr geschenkt bekommt, dann lebt man in Abhängigkeit von diesem Apparat, und eigentlich ist man selbst ein Geschenk für die Uhr. Und so ging es mir. Von dem Moment an hatte ich das Gefühl, dass ich mich nicht mehr von meiner Kamera trennen konnte, dass ich alles festhalten musste. Und das Unglaublichste war: Ich hatte wirklich jedes Mal das